

Kirschblütenlegende

Von Fritz Rosenfeld

In der Stadt Wei Pe, die am Min-Fluß liegt, an der Grenze der Provinz Tse-Tschuan, herrschte vor vielen Jahrzehnten der Mandarin Li Dsing. Er legte den Bauern hohe Steuern auf, mehr, als sie vom Ertrag ihrer armen, dürren Felder, ihres dürftigen Bodens bezahlen konnten. Li Dsing kannte keine Gnade; wer die Steuer, die ihm vorgeschrieben wurde, nicht pünktlich erlegte, wurde in den Kerker geworfen und blieb dort solange, bis die Frau, der Vater, der Bruder die Silberstücke und Kupfermünzen dem Schatzmeister Li Dsings auf die Hand zählte; mochte das Geld zusammengebetelt, gestohlen, mit Blut erkauft sein — danach fragte Li Dsing nicht.

Als eines Tages, es war in einem Jahr der großen Not und die Ernte war noch kümmerlicher als sonst, fünf Bauern, deren Hütten am Rande der Stadt Wei Pe lagen, ihre Steuern nicht bezahlen konnten, ließ Li Dsing sie gefangennehmen und in die Keller seines Palastes werfen. Die Frauen der Bauern kamen zu dem Mandarin, neigten die Stirnen in den Staub und flehten um Erbarmen. Unter den fünf Bauern war der junge Kung, der einen schmalen Streifen Landes von seinem Vater ererbt hatte; er wandte alle seine Kräfte an das magere Stück Erde, doch reichte die Ernte kaum für ihn selbst, geschweige denn für eine Frau und die Kinder, von denen Kung träumte. Er liebte Lian Tschien, ein junges Mädchen, das Augen von unergründlicher, dunkler Tiefe hatte und Hände, die weicher und zarter waren, als die Lotusblüten in den ersten Tagen des Frühlings. Auch Lian Tschien ging zu dem Mandarin, auch ihr Anblick mit den dunklen Augen, in denen Kung alle Seligkeit der Welt erschaute, berührte den Boden.

Erst wollte Li Dsing die Frauen aus dem Palast peitschen lassen, dann besann er sich anders. Auf dem kleinen Lacktischchen neben seinem Lager stand eine silberne Schale mit Kirschen. Er nahm eine Kirsche, aß sie, holte den Kern zwischen den Fingern hervor und hielt ihn zwischen zwei Fingern empor.

„Ich schenke euren Männern die Steuern“, sagte er, „aber ich lasse sie erst frei, bis dieser Kern Keime geschlagen und der Baum, der aus ihm wächst, seine ersten Früchte getragen hat. An dem Tag, an dem die ersten Kirschen dieses Baumes hier vor mir in dieser Schale liegen werden, öffnen sich die Kerker eurer Männer. Nicht eine Stunde früher.“

Die Augen der Frauen folgten dem Mandarin, der sich erhob, ans Fenster trat und den Kern in den Hof warf, der mit großen Steinfliesen belegt war. Der Kern rollte ein paar Schritte, dann sank er in einer Ritze zwischen Steinen in den Staub. Die Frauen blickten ihm stumm nach. Zwischen den Ritzen der Steine keimte fahles, schütteres Gras — wie sollte hier ein Kirschbaum wachsen, blühen, Früchte tragen? Von neuem baten sie um

Gnade, doch das Gesicht des Mandarins war nur eine starre Maske abweichenden Lächens:

„Ich habe die Freiheit eurer Männer in den Boden gepflanzt“, sagte er, „seht zu, daß sie schnell wächst. In eurer Hand liegt das Schicksal eurer Männer. Bin ich nicht gnädig?“

Die Frauen gingen fort, in ihre Hütten. Sie sahen vor den leeren Tischen, aus ungehobeltem Kiefernholz, der Hunger starnte ihnen aus den Augen ihrer Kinder entgegen, in den Vorratskammern lag kein einziges Reiskorn mehr, keine Handvoll Mehl. Wenn die Männer fehlten, schwand alle Hoffnung, ein wenig Nahrung aufzutreiben. Lian Tschien hockte am Fenster in ihrer Hütte, ihre Augen waren rot von vielem Weinen, die Tränen tropften auf ihre Finger, sie brannten wie flüssiges Erz. Da erhob sich Lian Tschien und ging in die Hütten der anderen Frauen, rief sie zusammen und führte sie in den Hof des Palastes, an die Stelle, an der der Kirschkern lag. Sie trugen in ihren Händen ein wenig Erdreich herbei und legten es um den Kern, damit die Wurzeln des künftigen Baumes Nahrung hätten. Ihre Tränen neigten die Erde, und da eine heiße Sehnsucht in ihnen war und unendliche Verzweiflung, und da sie aus der tiefsten Tiefe ihres Herzens kamen, geschah das Wunder, daß der Kirschkern über Nacht Wurzeln trieb und am nächsten Morgen, als der Mandarin ans Fenster trat, um in den Hof zu blicken, ein winziges Bäumchen, kaum eine Elle hoch, sich zwischen den steinernen Fliesen schwach und ängstlich emporreckte. Die Frauen kamen, ihre Herzen jubelten. Aber dann dachten sie an den Hunger ihrer Kinder und an die Qual ihrer Männer in den Kerkern des Mandarins; sie weinten viele Tränen, die auf das Erdreich fielen. Das Bäumchen wuchs — eine geheime Kraft entfaltete seine Blätter und lockte seinen Stamm Tag für Tag ein kleines Stückchen der Sonne entgegen.

Sie betrügen mich, dachte der Mandarin. Ein Magier hat ihnen ein Zauberwort ver-raten. Und Li Dsing ließ die Frauen, als sie wieder in den Hof seines Palastes kamen, zu sich führen.

„Ihr treibt kein ehrliches Spiel“, sagte er. „Wie ist ein Kirschbaum in der Provinz Tse-Tschuan und im ganzen Reich so schnell gewachsen. Aber ich werde euch den Zauber verderben! Von heute an darf niemand den Hof des Palastes betreten. Ich stelle Wachen um das Bäumchen, und wer sich ihm nähert, wird mit dem Tode bestraft.“

Li Dsing erteilte fünf seiner besten Schützen den Befehl, sich mit ihren Waffen im Kreis um das Bäumchen zu stellen. Da standen sie, hoch und mächtig, den Speer in der Faust, das Schwert an der Seite, und die Frauen wagten sich nicht in die Breite ihrer Waffen. Aus der Ferne sahen sie, wie das Bäumchen verdorrte; seine Zweige hingen schlaff herab, der Stamm neigte sich zur Erde,

die Blätter wurden grau von Staub und Dige. Eine große Traurigkeit überfiel die Frauen. Sie hockten in ihren Hütten und klagten: nie werden wir unsere Männer wieder sehen, sie werden in den feuchten Kerkern des Mandarins hinstirben wie kranke Tiere in einem Winkel. Die Tränen der Frauen fielen auf den verben, knarrenden Bretterboden.

Da geschah es, daß der Sohn des Himmels sich erhob von seinem Thron in der Kaiserstadt Pe-King und eine große Reise antrat, die ihn durch alle Provinzen und auch in die Stadt Wei Pe in Tse-Tschuan führte. Der Mandarin Li Dsing gab zu Ehren des Kaisers ein großes Gastmahl. Als die Speisen abgetragen und die Blüten verklungen waren, trat der Kaiser ans Fenster und erblickte das Bäumchen, um das fünf Krieger in vollen Waffen standen. Der Kaiser lächelte, dann fragte er den Mandarin:

„Warum läßt du ein armseliges Bäumchen von fünf Wächtern beschützen? Ist es dir so kostbar? Fürchtest du, daß Räuber es entführen könnten?“

Hätte der Mandarin dem Kaiser die Wahrheit gesagt, so wäre er lächerlich geworden in den Augen des Sohns des Himmels, und der Kaiser hätte wohl einem Narren nicht länger die Macht in Wei Pe anvertraut. So nahm der Mandarin seine Zuflucht zu einer Lüge:

„Es ist ein kostbares Bäumchen, mag es auch kaum eine Elle hoch und halb verdorrt sein“, sagte er, mit einer tiefen Verneigung, und alles Blut wich aus seinen Wangen. „Vor einigen Wochen erschien mir im Traum ein Gott, er gab mir einen Kirschkern und sagte, die Früchte, die der Baum tragen wird, zu dem sich dieser Keim entfaltet, schenken die Gabe des ewigen Lebens. Da pflanzte ich das Bäumchen in den Hof meines Palastes, um es stets unter den Augen zu haben, und bestellte fünf meiner Krieger als Wache.“

„Es hat dürftigen Boden“, erwiderte der Kaiser, „aber wenn ein Gott es gesegnet hat, wird es wohl gedeihen. Eine Weile dachte der Kaiser nach, dann fuhr er fort; seine Stimme klang so hart, daß der Mandarin erschrak: „Die erste Ernte dieses Baumes gehört mir. Sende mir die ersten Kirschen, die der Baum trägt, aber betrüge mich nicht! Ich lasse einen meiner Käte hier, er muß mir mit seinem Kopf dafür bürgen, daß die Kirschen, die du mir schickst, von keinem anderen Baum stammen, als von diesem.“

Der Kaiser wählte unter seinen Käten. Die Wahl fiel auf Wu Kan, den der Kaiser haßte, weil er klüger war, als der Sohn des Himmels selbst. Wu Kan war ein uraltes Männlein, griesgrämig und mürrisch, mit einem dünnen, grauen Bärtchen und langen, knöchigen Fingern. Nun war der Mandarin in der Falle gefangen. Der Kaiser zog ab.

Wu Pan aber richtete sich in dem Palast ein, als wäre er der Herr des Hauses. Er befahl dem Koch, die teuersten Speisen zu bereiten, er ließ sich die kostbarsten Teppiche aus dem Schlafgemach des Mandarins bringen und hatte für Li Dsing jeden Augenblick einen anderen Auftrag. Tag und Nacht jagte der Mandarin im Palast umher, denn er wagte es nicht, auch nur einen Wunsch seines hohen Gastes unerfüllt zu lassen.

Das Bäumchen aber gedieh nicht. Es war ein Jahr der Dürre, seit Monaten war kein Tropfen Regen gefallen, die Brunnen waren erschöpft, das laue Wasser in den Tonnen fast verbraucht. Li Dsing befahl wohl, das Bäumchen jeden Morgen zu begießen, aber die Sonne saugte die paar Tropfen Wasser sogleich wieder auf und das Erdreich zerfiel zu fahlem Staub. Wu Pan schüttelte den Kopf, kramte mit seinen knöchigen Fingern in dem dünnen, grauen Wärtchen und lächelte.

„Lange wird der Sohn des Himmels auf die Kirichen warten müssen“, sagte er zu Li Dsing. „Aber Li Lu Wong ist kein geduldiger Herrscher.“

Da bekam Li Dsing Angst. Er sandte nach den fünf Frauen und fuhr sie hart an: „Ihr habt mit eurem Panber den Baum wachsen lassen, nun laßt ihr ihn verdorren. Der Haß gegen euren Herren ist größer als die Liebe zu euren Männern. Ich aber bin euch überlegen. Wenn der Baum nicht blüht, und sei es als einziger in der ganzen Provinz, lasse ich eure Kinder in den Brunnen werfen und lege euch die Köpfe vor die Füße.“

Eine der Frauen brach ohnmächtig zusammen; die anderen mußten sie aus dem Palaste tragen. Groß war die Klage der Frauen, sie wußten keinen Rat und keinen Ausweg. Da kam am Abend eine uralte, verwiterte Frau zu ihnen, sie hatte keine Zähne mehr und ihre Haut war wie vertrocknetes, schimmeliges Leder.

„Nur einer kann helfen“, sagte die Alte. „Ihr müßt den Gott des Großen Berges bitten, er möge eine Regenwolke senden, jeden Tag; eine kleine Wolke, gerade genug, um den Palast zu überschatten und die Wurzeln des Baumes mit fruchtbarem Regen zu nähren.“

Wo wohnt der Gott des Großen Berges, fragte eine der Frauen; und was fordert er als Preis, klagte Liau Tschien.

„Der Gott des Großen Berges wohnt in den Wolken, die um den Gipfel des Dschei Lun in der Provinz Kan Su kreisen; wenn ein Mensch ihm um eine besondere Gnade bittet, muß er ihm als Preis das Licht seiner Augen opfern.“

Die Frauen erstarrten. Das Licht ihrer Augen? Das bedeutet: sie sollten die Welt nicht mehr sehen, den Himmel und die Sonne, ihre Kinder, ihre Männer, die Tiere vor dem Haus und die Felder, die in einem glücklicheren Frühling wieder grünen werden. Schweigen war in der Hütte. Liau Tschien aber sprach:

„Ich werde gehen. Ich werde dem Gott des Großen Berges das Licht meiner Augen darbringen. Kung liebt mich. Er wird mich auch lieben, wenn die Sprache meiner Augen verstummt sein wird, denn er hört die Sprache meines Herzens. Und ich werde ihn ewig vor mir sehen, wie in der Stunde, in der er mir zum ersten Mal entgegentrat und ich fühlte, daß ich ihm angehöre bis zum Ende meiner Tage.“

So machte sich Liau Tschien auf den Weg; eine Frau begleitete sie, denn auf dem Rückweg würde das Licht ihrer Augen ja erstarben

sein. Der Weg führte an verbrannten Dörfern vorüber, am Rand der Straße lagen die Körper verdursteter Tiere, die Schreie der hungrigen Menschen erfüllten Liau Tschens Ohr. Am Fuße des Berges Dschei Lun in der Provinz Kan Su blickte Liau Tschien nochmals zurück, auf die Felder, Häuser, Menschen; dann begann der Weg, der sich endlos und steil zwischen Felsstrümmern und Schluchten emporwand bis zu den Wolken. Liau Tschien warf sich vor dem Antlitz des Gottes, das in den Wolken verborgen war, nieder und sprach ihre Bitte aus:

„Sende eine Wolke mit Regen Tag um Tag über den Palast des Mandarins Li Dsing in Wei Pe in der Provinz Tse Tschuan, so lange, bis das Kirschbäumchen im Hofe des Palastes blüht und Früchte trägt. Und nimm das Opfer des Lichtes meiner Augen entgegen als Dank für deine Gnade und als Zeichen, daß du meine Bitte erfüllst.“

Liau Tschien erhob den Kopf, ein schwerer dunkler Schleier verhüllte die Welt, Liau Tschien fühlte den steinigen Boden unter ihren Füßen, sie hörte einen Raben krächzen im Gezweig eines Baumes, sie fühlte den kalten Gipfelwind um ihren Körper streichen; aber sie wußte nicht mehr, ob Tag oder Nacht war. Sie erschraf, als eine Hand sie berührte; es war die Frau, die Liau Tschien Schritt für Schritt über den gekrümmten Weg ins Tal hinab und durch die Provinzen nach Hause führte. Liau Tschien sah auf diesem Weg nicht mehr die verbrannten Dörfer, die Körper der verdursteten Tiere am Rand der Straße, sie sah nur Kung, der ihr die Arme entgegenstreckte, sie fühlte, wie seine Stirn in Liebe ihre Stirn berührte.

Als sie nach Wei Pe kamen, hallte der Gesang der Blüten wider von den Mauern der Häuser. Der Mandarin gab ein Fest, denn am Morgen war eine Wolke gekommen, dunkel und trüchtig, und hatte eine Flut kostbaren, warmen Regens verströmt auf die Fliesen des Hofes und den kleinen Kirschbaum. Der Baum hatte sich erhoben, er hatte sich aufgerichtet wie ein Mensch nach einem langen, tiefen Schlaf, und alle seine Blätter wandten sich wieder der Sonne entgegen.

Wu Pan stand am Fenster und betrachtete mit scharfen Blicken das Wachstum des Baumes. Als einige Wochen vergangen waren, sprossen die ersten Blüten, bald fielen sie ab und rote, reife Früchte hingen an den Zweigen. Wu Pan sammelte sie ein, mit seinen eigenen Händen, und füllte sie in eine große, goldgetriebene Schüssel. Dann reiste er an den Hof des Kaisers zu Pe King.

Li Dsing ließ nun die fünf Bauern frei. Aber er schärfte ihnen ein, daß er nur noch dieses eine Mal Gnade üben wollte, und sie die Steuern, die sie schuldig waren, im nächsten Jahr nachtragen müßten. Er befahl seinen Schreibern, genau zu verzeichnen, wieviel die fünf Bauern ihm schuldeten.

Als Kung erfuhr, daß Liau Tschien das Licht ihrer Augen geopfert hatte, für ihn und für die Frauen und Kinder, wollte er zuerst solange in die Sonne blicken, bis auch das Licht seiner Augen erlöschen wäre. Doch Liau Tschien zog seinen Kopf an ihre Schulter, sie legte ihre Hände über seine Augen, mit den weichen, schmalen Fingern, die zart waren wie die Lotosblüten in den ersten Tagen des Frühling, dann berührte sie die geschlossenen Lider mit ihrem Mund. Da wußte er, daß er das Licht seiner Augen bewahren mußte, für Liau Tschien und für sich und für die vielen, glücklichen Tage, die ihnen noch bevorstanden.

Zu dieser Stunde aber langte Wu Pan am Hofe des Kaisers an. Der Kaiser besah die Kirichen von allen Seiten, er hob sie ins Licht, er roch an ihnen, er hatte Angst, sie könnten vergiftet sein. Der Mandarin Li Dsing ist schlau — wie sollte der Kaiser feststellen, ob die Kirichen wirklich das ewige Leben schenken? Kurze Zeit sann er nach, dann ließ er Wu Pan holen, der sich eben, müde von der langen Reise, auf seinem Lager ausgestreckt hatte.

„Du bist alt, Wu Pan“, sagte der Kaiser. „Diese Früchte schenken das ewige Leben. Koste sie, sie werden dir die Jugend wiederbringen.“

Wu Pan weigerte sich anfangs; er sei müde des Lebens, sagte er, sein Weg sei beendet, das Tor des Himmels öffne sich bereits vor seinen Blicken.

Wenn die Kirichen wirklich das ewige Leben schenken, dachte der Kaiser, dann muß Wu Pan gezeit sein, auch gegen den Hieb meines Schwertes. Er befahl Wu Pan, die Kirichen zu kosten. Wu Pan aß, drei, fünf, sieben. Da erhob der Kaiser sein Schwert und hieb zu. Der Kopf Wu Pans, mit dem grauen, dünnen Wärtchen, rollte wie eine Kugel auf den Boden.

Verfügt, dachte der Kaiser. Es sind gewöhnliche Kirichen, wie sie an abertausend Bäumen in meinem Reiche wachsen. Li Dsing soll mir für seine Lüge büßen. Wer seinen Kaiser belügt, ist nicht wert, das Licht der Sonne zu sehen, den Himmel, dessen erhabener Sohn ich bin.

Der Kaiser sandte einen General mit tausend Soldaten nach Wei Pe. Sie umstellten den Palast des Mandarins, der zitterte, als er die Soldaten kommen sah; er hatte, seit Wu Pan die Stadt verließ, keine einzige Nacht mehr geschlafen. Der General befahl, Li Dsing zu fesseln, er ließ über dem offenen Kohlenbecken eine Speerspitze bis zur Hochglut erhitzen und in die Augen des Mandarins bohren. Li Dsing brüllte vor Schmerz, er biß in die Hände der Soldaten, die ihn hielten, sein Körper warf sich in unerträglichen Schmerzen hin und her.

Sein Schrei ging über die Stadt Wei Pe hin und rollte wie Donner über die ganze Provinz. Die Bauern verschlossen die Türen ihrer Hütten und verhängten die Fenster; sie fürchteten, Li Dsing quält einen der ihren, weil er mit den Steuern im Rückstand geblieben, und morgen könnte es ihnen ebenso ergehen.

Als der Schrei des Mandarins aber an das Ohr Liau Tschens drang, die in der Hütte King's sah und an die Stunde dachte, da sie dem Gott des Großen Berges gegenübergestanden hatte, geschah es, daß die Dunkelheit von ihr abfiel wie ein alter, zerrißener Mantel. Erst sah sie ihre Hände, dann die bunten Blumen, die auf ihr Kleid gestickt waren, dann den farbigen Fächer aus Papier, den Kung gekauft und neben sie gelegt hatte, damit sie in den Stunden des Mittags sich ein wenig Kühlung fächeln könnte. Hochenden Herzens erhob Liau Tschien die Augen, sie wanderten über die Mauer bis zum Fenster, das groß und hell war, ein goldener Fleck in der Welt. Sie trat an das Fenster und blickte hinaus; breit lagen die Felder da, in der Ferne dämmerten die Berge. Und dort kam Kung, den großen, schmutzgelben Wasibut auf dem Kopf. Liau Tschien preßte, stumm vor Freude, beide Hände ans Herz und lief ihm entgegen.

Merkwürdige Klubs

Ist ein Klub dasselbe wie ein Verein? Im Klaffischen Land der Klubs, in England kennt man genaue Unterscheidungen zwischen diesen beiden Formen geselliger Zusammenschlüsse. Der Verein hat zumeist ein praktisches Ziel und versucht alle jene zu Mitgliedern zu gewinnen, die das gleiche Interesse verbindet, ob es nun das Richten von Schleierschwänzen oder das Briefmarkensammeln ist. Dagegen legt ein Klub das Hauptgewicht auf die Eigenschaften, die von einem Mitglied gefordert werden, und seine Liebhaberinnen kommen erst in zweiter Linie. Wer ein Klubmitglied werden will, der muß etwas sein, und wenn es auch dies wäre; nasenlos unter den Mitmenschen zu wandeln.

So gab es denn in England einmal einen Klub der Nasenlosen, in dem sich alle jene zusammenfanden, die von der Natur tiefmütterlich behandelt und mit ungewöhnlich kleinen Nasen bedacht wurden oder aber durch ein Mißgeschick ihrer Nase beraubt worden waren. Die Nasenlosen fühlten sich nirgends so wohl wie unter ihresgleichen, und der Klub stand lange in dem Ruf, der gemüthlichste und fröhlichste aller Londoner Klubs zu sein. Das erbitterte indes bald einen bekannten Herrn der Gesellschaft, dem die Natur eine besonders stattliche Nase verliehen hatte. Er gründete sofort einen „Nose-Club“, dessen Mitglieder sich durch stattlich entwickelte Riechorgane auszeichnen mußten. Auch hier erwies sich das geteilte Leid als leicht tragbar, und da eine große Nase in diesem Klub nicht Spott, sondern Bewunderung und Ansehen hervorrief, so waren hier die Klubmitglieder nicht minder guter Dinge als bei den Nasenlosen.

Eine unfreundlichere Stimmung herrschte dagegen im „Surley-Klub“, dem Klub der Grobiane, der sich allwöchentlich in der Nähe des Fischmarktes von Billingsgate versammelte. Seine Mitglieder waren verpflichtet, einander so unwohlisch und grob gegenüberzutreten, wie überhaupt denkbar war; es sollte ihnen einmal gestattet sein, nach Herzenslust ruppig zu sein. Wer aus Versehen höflich war, mußte Strafe zahlen und wurde im Wiederholungsfall sogar ausgeschlossen. Die Zusammentünfte dieser Grobiane sollen nichts

für empfindliche Ohren, dafür aber um so humorvoller gewesen sein; angeblich hatten sich hier Sprachforscher eingefummelt, um die landläufigen Scheltworte zu sammeln.

Friedlicher ging es im „Hemdrum-Club“ zu, im Club der Mißbegünstigten. Die Mitglieder bezeugten ihren Verdruß durch strengstes Schweigen. Sie kamen zusammen, entzündeten ihre Pfeifen, saßen tief in ihren Klubsesseln und starrten sich trübselig an. Um Mitternacht verabschiedete man sich mit einem mißbegünstigten Gute Nacht und sammelte Nerger und Verdruß für das nächste „gemüthliche Beisammensein“. Im „Sighing-Club“, dem Seufzer-Klub, war man nun einige Grade weniger trübsinnig, denn man seufzte nicht aus Kummer, sondern aus Liebe. Wer ihm beitrug, mußte sich verpflichten, Liebe zu seinem einzigen Lebenszweck zu machen und von nichts anderem zu reden, und zu seufzen als von Liebe. Im Gespräch der Klubmitglieder untereinander durften nicht banale Worte des Alltags, sondern nur poetische Wendungen gebraucht werden, in denen man der Liebe huldigte. Aber dieser Klub bestand nicht lange, seine Mitglieder entschlossen sich jeweils bald von der Theorie zur Praxis überzugehen, und wurden so gute Ehemänner, daß ihnen jeder Klubbesuch — oder vielleicht auch ihren Frauen — schnell überflüssig erschien.

Auch der Klub der „Schwarzen Bohne“ wirkte — allerdings in beschränktem Ausmaß — ehelfördernd. Es handelte sich hierbei um einen Frauenklub, dem jeweils nur vierzig unverheiratete Damen angehören durften. Das Eintrittsgeld betrug 10 Pfund Sterling. Der Klub trat nur ein einzigesmal im Jahr zu einer Sitzung zusammen. Auf dem Klubtisch stand alsdann ein Kasten, der neununddreißig weiße und eine schwarze Bohne enthielt. Jedes Mitglied mußte nun blindlings in den Kasten greifen, und ihm eine Bohne entnehmen. Wer die schwarze Bohne erhielt, war verpflichtet, sich im folgenden Jahr zu verheiraten, die übrigen mußten feierlich geloben, bis zur Wahl im nächsten Jahr unvermählt zu bleiben. Der Klub übernahm jeweils die Kosten der Hochzeitsfeier für das heiratende Mitglied.

Nach dem Sonnenbad



gefrühstückt. (Regt euch nicht auf, das war es gewohnt).

Gegen sechs Uhr aber konnte er nicht mehr weiter, und sank auf einer Bank eines Weinanschanks an den äußeren Boulevards zusammen.

Ein gutes Weisel, das er schon lange kannte und wo man für vier Sous den besten Abchnitt des ganzen Viertels bekam.

Daß man sich für vier Sous ein Stückchen Paradies einverleiben kann, wie herrlich ist das, für einen armen Teufel!

Während der unsere nun seine Rippen in die beglückende Flüssigkeit tauchte, setzte sich ein Fremder an einen Nebentisch.

Der Neugekommene war von überirdischer Schönheit, und betrachtete mit unendlicher Güte den armen Teufel, der gerade dabei war, sein großes Leid in kleinen Schlückchen zu ertränken.

— Du scheinst mir nicht glücklich, armer Teufel, sagte der Fremde mit einer Stimme, die süß klang, wie Engelsmusik.

— Nein, nein . . . nicht besonders . . .

— Du scheinst mir nicht glücklich, armer und ich will dich glücklich machen. Ich bin ein guter Geist . . . Sprich . . . Was fehlt dir, um vollkommen glücklich zu sein?

— Ich hätte nur einen Wunsch, guter Geist, und der wäre, bis an mein Lebensende hundert Sous täglich zu haben.

— Du bist wirklich nicht anspruchsvoll, armer Teufel. Dein Wunsch soll erfüllt werden.

Hundert Sous täglich! Der arme Teufel strahlte.

Der gute Geist fuhr fort:

— Da ich aber auch noch anderes zu tun habe, als dir jeden morgen dein Geld zu bringen, und außerdem genau weiß wie lange du leben wirst, geb ich dir das Ganze auf einmal . . .

Das Ganze auf einmal!

Der arme Teufel und der gute Geist

Von Alphonse Allais.

Es war einmal ein armer Teufel . . . Das Kernste von einem armen Teufel, das sich denken läßt.

Ohne die kleinste Atempause hielt das Pech ihn beim Widel und ließ nicht locker, ein so grasgrünes Pech, wie es selbst das reichste Jahrhundert höchstens dreimal hervorzubringen vermag.

An diesem Morgen hatte er sämtliche in seinen Westentaschen verstreuten Kapitalien zusammengetan.

Das ganze ergab eine Summe von 1,90 Frs. (ein Franc neunzig).

Für heute langte es. Aber morgen? Armer Teufel!

Nachdem er seinen weißen Rocknähten mit etwas Rinte aufgeholsen hatte, ging er aus, in der trügerischen Hoffnung, Arbeit zu finden.

Der einst schwarze Rock, war nach und nach von der Reiz, diesem armen Härber, in einen

grünen Rock verwandelt worden, und der arme Teufel sagte nun immer ganz selbstverständlich: „Mein grüner Rock“.

Sein Gut, der auch schwarz gewesen war, war jetzt rot (einer der eskalanten Widersprüche der Dinge der Natur).

Dieser grüne Rock und dieser rote Gut haben einander gegenseitig ganz außerordentlich.

So komplementär zusammengestellt wirkte das Grün grüner und das Rot röter und eine ganze Anzahl von Leuten sah in dem armen Teufel einen originellen Farbenmaniac.

Der ganze Tag des armen Teufels verging in toller Hetzjagd über Tausende von Treppen auf und ab, und angstvollem Warten in den öden Vorzimmern. Und alles ohne den geringsten Erfolg.

Armer Teufel!

Um Zeit und Geld zu sparen hatte er nicht

Das Gesicht des armen Teufels läßt sich nicht schildern.

Das Ganze auf einmal!

Der gute Geist war mit seiner Kopfrechnung fertig.

— So, armer Teufel, da ist deine Abrechnung!

Und er zählte 7.50 Frs. auf den Tisch. (Sieben Francs fünfzig.)

Der arme Teufel hinwiederum rechnete aus, wieviel Lebenszeit diese Summe repräsentiere.

Also eineinhalb Tagel

Nur noch eineinhalb Tagel Armer Teufel!

— Was! murmelte er, mir ist schon so vieles passiert!...

Und ging und verkaufte vergnügt seine 7.50 Frs. mit Längerinnen...

Namen, die einem die Sprache verschlagen

„Herr David Napholohokimioleivocafneprashanol ist zum Postmeister von Haiti ernannt worden.“

So meldeten vor einigen Tagen amerikanische Blätter. Mancher Leser wird mehrere Stunden lang im Kreise herumgelaufen sein, nachdem er diesen etwas ausführlichen Namen verdaut hatte.

In Wales gibt es aber bekanntlich ein Dorf, das Planchairprollguyllhogenhaldwiohdeardndropoll Nlandhillohogogegogoch heißt. Das bedeutet auf deutsch: „Kirche der heiligen Jungfrau im Talgrund nahe dem blühenden Nußbaumwald.“ Selbst die Bevölkerung, die diesen Ortsnamen geprägt hat, hat keine Lust, ihn jedesmal bis zur Reize auszusprechen. Deshalb nennt man das Dorf im gewöhnlichen Leben einfach Planchair.

Cromwell hatte einen berühmten Offizier, dessen Vorname dem Sag entsprach: „Wenn Jesus nicht gestorben wäre, um sich zu retten, würdest du zum Untergang verurteilt sein.“

Gegenüber diesen allzu langen Namen darf man andererseits nicht vergessen, daß es in der Schweiz einen Fluß gibt, der Na heißt. In China heißen viele Leute einfach J, das ist einer der verbreitetsten Familiennamen. In Holland gibt es ein Dorf, das J heißt, in Schweden eine Kleinstadt namens A und in China eine ganze Provinz, die sich schlicht und kurz H nennt.

Heiteres

Im Londoner Hyde-Park gibt es die berühmte Rednerecke, wo Menschenbeglucker aller Schattierungen ihre unausgegorenen Ideen auf die Zuhörer loslassen. Das geschieht unter staatlichem Schutz, indem ein Polizist dafür sorgt, daß das Reich dieser Apostel nicht länger als ihre Rednerzeit währt. Eines Tages hatte nun ein anarcho-nihilistischer Feuerkopf eine Menschenmenge um sich versammelt. Seine Verbindungen endeten mit dem Vorschlag, sich sofort und von der Stelle weg zum Buckingham-Palast, dem Wohnsitz des Königs, zu begeben, um diese Zwingsburg niederzubrennen! Hier schrien dem Polizisten ein Einschreiten angebracht. Er stoppte den Redestrom mit erhobener Hand ab, dann wandte er sich in befehlendem

Ton an die Menge: „Diejenigen, welche den Buckingham-Palast niederbrennen wollen, drei Schritte nach links austreten. Die anderen nach rechts!“ Sofort kam Bewegung in die Menge. Fünf Minuten später hatte sich die Ansammlung verlaufen.

Der einstmals sehr bekannte italienische Bauhredner Domini hat durch unerwartete Entfaltung seiner einzigartigen Begabung des öfteren komische Zwischenfälle hervorgerufen. Eine lustige Szene hat er immer wieder gern erzählt. Er war in Santiago von seinen Wirten zur Taufe geladen worden und sollte selber als Pate auftreten. Alles ging gut. Der kleine Weltbürger wurde bereits über das Taufbeden gehalten. Was sich dann ereignete, schildert Domini mit den Worten: „Dabei kam mir plötzlich ein übermütiger Einfall. Ich sah, wie der kleine Täufling bei der Berührung mit dem Wasser die Lippen öffnete und den Mund zum Weinen verzog. Plötzlich hörten die Anwesenden den kleinen Täufling mit hoher Kinderstimme vorwurfsvoll sagen: „Genug, genug, laßt mich jetzt in Frieden, ich werde mich noch erkälten, du böser Pate.“ Wie in meinem Leben habe ich einen solchen Erfolg mit meiner Bauhrederei errungen. Dem Geistlichen sank vor Verwunderung das Kinn herab, alles starrte mit entsetzten Augen auf den protestierenden Täufling, man glaubte schon an ein Wunder, bis mir mein Gewissen schlug und ich meine Missetat beichtete...“

Als Ludwig XIV. einmal ins Feldlager zog, um die Belagerung von Mons selbst zu leiten, befahl er auch seinem Hofhistoriographen, ihm zu folgen. Dieses Hofamt bekleidete damals der Dichter Racine, der das beschlagene Leben sehr liebte. Er leistete deshalb dem Befehl nicht Folge und blieb zu Hause. Nach seiner glücklichen Rückkehr machte ihm der König Vorwürfe, worauf Racine geistreich erwiderte: „Sire, meine Garderobe war nicht imstande, ich mußte mir daher erst die notwendigen Kleider bestellen, aber Eure Majestät hatten viel schneller die Stadt erobert, als mein Schneider mir meine Sachen liefern konnte.“

„Den größten Genuß bereitet mir die Musik, wenn ich sie mit geschlossenen Augen höre.“

„Ja, wenn Sie aber nur nicht so habet schnarchen würden.“

„Was, Sie haben nichts von dem starken Gewitter gestern nachmittags gehört?“ — „Nein, meine Frau hatte gestern im Nebenzimmer ihre Kaffeekränzchen.“

„Warum stellst du dich eigentlich immer den Balkon, wenn deine Frau singt?“ —

„Ja, weißt du, die Nachbarn könnten sonst glauben, ich verprügelte sie.“

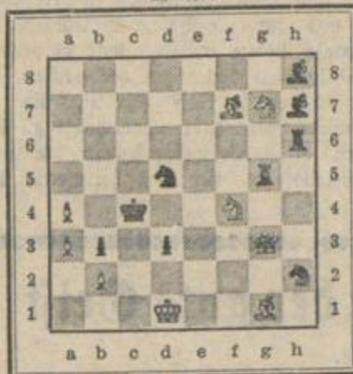
Schach-Ecke

Geleitet von Wenzel Scharoch, Drakowa Nr. 22, Post Modlan bei Teplitz-Schönau.

Schachaufgabe Nr. 240.

Von L. L. K u b e l l, Leningrad.

Schwarz: Kc4, Tc5, h6, Lh7, h8, Sd5, b2, Bb3, d3 (9).



Weiß: Kd1, Dg3, Lf7, g1, Sd4, g7, Ba3, a4, b2 (9).

Matt in 2 Zügen!

Lösungen sind bis längstens 14 Tage nach Erscheinen der Aufgabe an den Leiter dieser Spalte einzusenden.

Lösungszug zu Nr. 237: e2-e4!

Richtige Lösungen sandten nachfolgende Genossen ein: Dinnebiel Emil, Tetschen; Schöffel Anton, Schöbritz; Beutel Wilhelm, Arnsdorf bei Tetschen; Walter Ludwig und Robek Franz, Kwikau; Hyna Josef und Hyna Franz, Hostomitz; Grimmer Emil, Katharinaberg; Tesaf Franz, Suchel; Kraus Gerhard, Turn, Ulbert Rudolf, Proseditz; Steiner Eduard, Schönfeld; Trlitsch Gustav, Wisterschan; Hühnel Anton, Predlitz.

Wettkampf Erzgebirgsgruppe gegen Elbezuggruppe.

Im Rahmen des Kreisturnfestes in Aussig veranstaltete die Schachsparte in Bokau „Volkshalle“ einen Massenschachwettkampf. Trotzdem viele Schachgenossen in anderen Sportarten mitwirkten, beteiligten sich an dieser Veranstaltung mehr als 50 Schachgenossen. Auch wäre bestimmt die Teilnahme weit größer gewesen, wenn nicht im letzten Augenblick eine Spiellokalländerung eingetreten wäre, welches keinem der ankommenden Schachgenossen bekannt war. Das Spiel selbst

endete mit einem großen Sieg der Erzgebirgsgruppe 22½ : 2½ Punkten.

Partie Nr. 80.

Gespielt am 2. Juni 1935 in Bergesgrün.

I. Runde um die Kreismesterschaft 1. Brett,

Weiß:

Sachs, Komotau, Scharoch, Wisterschan,

Sizilianisch.

1. e2-e4 e7-e5
2. Sc1-f3 Sb5-c6
3. Lf1-c4

Der Königsäufer steht in der sizilianischen Partie auf e2 am zweckmäßigsten, schließlich kann er auch nach b5 ziehen, aber auf c4 leistet er wenig und dies darum, weil der schwarze e-Bauer nur einen Schritt macht, wer in dieser Stellung zwei Schritte geht mit dem Bauer, der ist dann gewiß ein Maurer.

3. e7-e6
4. Sb1-c3 a7-a6
5. a2-a3

Der Läufer soll auf der Diagonale a2-g8 bleiben, wo bleibt dann das Figurenspiel von Weiß, das den Vorteil sicherstellen soll. Jeder erfahrene Kenner weiß, daß bei sizilianisch er als Anziehender Vorteil erreichen kann, bei gutem Figurenspiel, als Nachziehender in Vorteil kommen kann bei gutem Bauernspiel. Statt 5-a3 ist d2-d4 der weit bessere Zug.

5. b7-b5
6. Lc4-a2 c5-c4
7. d3-d3 d7-d5
8. 0-0 Lc8-b7
9. e4x45 e6x45
10. d3xc4 d5xc4
11. Dd1xd3? Td8x08
12. b2-b3 c4xb3
13. c2-b3 Sg3-f6
14. b3-b4 Lf8-e7
15. Tf1-e1 0-0
16. Lc1-g5 h7-h6
17. Lg5-h4 Td8-d7

Wenn Schwarz geplant hat, die einzige offene Linie mit seinem Turme zu besetzen, dann war Td5-d3 der gerebete Zug.

18. Ta1-d1 Tt8-d8
19. Td1xd7 Td8xd7
20. Lh4xf6 Lf6xf6
21. Sc3-d5 Lf6-d3
22. h3-h3 Td7-d6
23. Tel-e8? Kx8-h7
24. Te8-f8 Td6-d7
25. Sd5-f4 g7-g5
26. Sd4-h5 Td7-d1?
27. Kc1-h2 Ld3-c7?
28. g2-g3? Sc6-c5!
29. Sf3-g1 Kh7-g6
30. Tf8-g8! Kx6xh5

Weiß muß somit verlieren, er spielte noch bis zum 38. Zug und gab dann auf.

Anmerkungen Franz Hyna.